

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 30 (1940)  
**Heft:** 26  
  
**Rubrik:** Sonntagsgedanken

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sonntagsgedanken

## Es chunnt e Lych

Es chunnt e Lych, — isch nume chly,  
 's mueß öpper ganz Verlaßnigs sy.  
 Kes einzigs Ehränzli uf em Sarg,  
 Kes einzigs Blüemli für i ds Grab.  
 E Ma u Chrankeschwöschtre zwo,  
 Als lethchte dr Herr Pfarrer no.  
 Dr einzig Gruetz ds lieb Bloggeglüt! —  
 Wie isch's verschiebe by de Lüt!  
 Am einte Blueme, übergnue,  
 Un i bloß Härđ mueßch ds andre tue. — —  
 C. M. Tanner-Meschlimann.

## Großmutter's Erinnerungsbuch

Gestern ist es mir in die Hände gefallen, ganz zu unterst in einer familiären Reliquien-schublade, die zu öffnen mich die verzweifelte Suche nach einem vor Wochen „diebesficher“ versteckten Schlüssel veranlaßte, ohne, wohlverstanden, daß ich den Vermissten gefunden hätte. Dafür verweilten dann meine Hände in Dingen vergangener Zeiten, sozusagen bei Urahne, Ahne, Mutter und Kind, die aber schon längst nicht mehr beisammen sind. Ich will schweigen vom „echt“ spanischen Anstodtkamm, der in schönes, rosarotes Seidenpapier eingewickelt, darauf wartet, wieder modern zu werden, allzusehr ist mir noch des liebevollen Bruders Bemerkung, ich hätte mit einer Spanierin höchstens die Miteßer der Entwicklungsjahre gemeinsam, in Erinnerung. Dieses Brunkstück meiner einstigen Jungmädchenzeit hat mich trotzdem, samt seinem daneben liegenden Fächer, zum ersten Ball begleitet und gemeinsam registrierten wir die Herzklopfen verursachenden „siebenzehnjährigen“ Erfolge. Ein bißchen schämig legte ich diese einstigen Zutaten zur Erhöhung weiblichen Charmes beiseite, fast komme ich mir vor, wie meine eigene Großmutter, die dem „Drange“ ihrer Zeit folgend, den Myrthenfranz unter einer Glasglocke aufbewahrte, was uns pietätlose Frauen nicht daran hinderte, ihn nach ihrem Tode, Onkels Neufundländer um den Hals zu legen, damit er als würdig geschmücktes „Pferd“ unsern kindlichen Hochzeitszug anführen konnte. Arme Großmama! Aber da ist sie ja selbst. Gültig und verzeihend, wie sie es mit der wilden Hummel immer gewesen ist, blickten ihre Augen von der ersten Seite ihrer „Bildergalerie“, d. h. aus dem dickbäuchigen, ledergebundenen Photoalbum.

Hingegen Großonkel Theodor auf Seite drei, das war ein Mann, auf den eine Nichte stolz sein konnte. Wo ist es, jenes süße, kleine Sonnenschirmchen, letzte Gabe dieses Eroberers unbekannter Gebiete, der, kaum konnten meine Beinchen stehen, auszog um nie mehr wiederzukommen? Verschollen, vergessen, und auch die immer leise gehegte Hoffnung, meine verwandtschaftlichen Rechte einstmals als Erbin geltend machen zu können, hat sich nie erfüllt. Aber das macht nichts. Er war und bleibt für mich der erste Mann, der mich „ernst“ nahm und der mich beschenkte wie eine große Dame.

Und richtig, da ist sie ja schon, die Großtante in üppiäer Krinoline, umwoigt von steifer Seide, im Ohr die kunstvollen Gebänge und in der Hand den Schutzenhut. Sie war die Zierde der Familie, ihr Bild hängt irgendwo in einem Rathaus und leicht boshaft veranlaßte Familienmitglieder behaupten, ich hätte von ihr den Größenwahn geerbt. Was zu bestreiten ich längst aufgegeben habe. Ich blättere weiter. Ist das nicht Lina, Großmutter's langjährige Hilfe? Die Arme, von uns oft schwer Heimgefuhrte? Natürlich. Da steht sie, mit wallendem Federhut und Sonntagskleid angetan, leise lächelnd wie eine ländliche Mona Lisa. Kein Mensch sieht ihr an, wie oft sie sich geärgert

hat, wenn wir ihr die süßesten Pflaumen und die weichsten Birnen aus der Vorratskammer stibigten oder, wenn sie, kopfschüttelnd ob solchem unerhörtem Spuß, die Fliegen aus der Milch fischte, die wir erst mühsam fangen mußten. Dieses Bild, ich erinnere mich genau, sie ließ es machen, als sie kommendes Eheglück erwartete. Welche Hoffnung sich auch reichlich erfüllte.

Für das kleine Kinderbildnis aber, das da rückwärts ein bißchen verlassen in seinem Kartonrahmen steckt, habe ich immer ein wenig Mitleid empfunden. Zart und gar nicht kämpferisch, angetan mit den modischen Kinderröckchen seiner Epoche, steht da Großonkel Heinrich, rührend bescheiden in seiner Art, die er auch nicht verleugnete, als ihn sein erfinderischer Geist wohl zu Ruhm, aber nicht zu Geld kommen ließ. Sinnend bleibt mein Blick auf seinen Zügen haften und liebevoll streicht meine Hand über dieses weiche Gesichtchen. „Armer, lieber Großonkel Heinrich, Arbeit und Sorgen nur hast du gekannt, gegen Vorwürfe und Mißtrauen mußt du kämpfen. Aber schließlich bist du doch zu deinem Ziel gekommen!“ Doch Schluß mit der Philosophie, sie macht träumerisch und wehmütig und schließlich möchte man doch viel lieber lachen. Und so, wie einst Großmama jede Geschichtsstunde mit einem fröhlichen Erlebnis enden ließ, liefert mir auch ihr Erinnerungsbuch zum Schluß noch Stoff zur Heiterkeit. Oder darf man etwa nicht lachen, wenn einem das Bild des eigenen Erzeugers dazu veranlaßt? Da steht er mit seinen üppig wallenden Locken (später sind sie ihm wohl aus Kummer über die Tochter ausgegangen), angetan mit steifem Hut und mörderisch hohem Kragen, im linken Arm die junge Frau, an der rechten Hand die Reisetasche (mit Überzug „auf Wiedersehen“), den Blick genießerisch und verliebt auf die Schulter der kaum Angetrauten gerichtet und das Ganze mit der Folie des Eiffelturms zu Paris! Das ist zu viel des Guten. Ach klappe den Deckel zu. Aber Papa, wie kann man nur so fittschig sein!  
 Paula Maag.

## Die Zeit.

Es gibt in unsern Geschichtsbüchern eine Steinzeit, eine Bronzezeit, eine Eisenzeit. Unser Jahrhundert wird vielleicht einmal den Namen „Stzeit“ tragen. Denn unser Geschlecht kann sich rühmen, in einer Spanne von vielleicht 100 Jahren den gesamten Rohölvorrat der Erde abgebaut und — verpufft zu haben. So lesen wir in einem Artikel von Dr. W. Staub (Bern) in der Automobil-Revue, daß die Erdölproduktion der Welt im Jahr 1890 10,3 Millionen Tonnen betrug, 1922 120 Millionen Tonnen und 1938 sogar 280,3 Millionen Tonnen. Bis jetzt sind — nach Dr. Staub — rund 4,600,000,000 Tonnen Erdöl aus dem Boden geschöpft worden, ungefähr so viel, wie im Becken des Rürichsees und des Sempachersees zusammen Platz hätten. Rohöl bedeutet Reichtum, Macht, Geschwindigkeit — auf dem Rohölvorrat der Erde basiert ein großer Teil unserer Industrien, unseres Lebens überhaupt. Man ist deshalb berechtigt, die Kämpfe und Kriege unseres Jahrhunderts auch unter dem Gesichtspunkt des Kampfes um die natürlichen Bodenschätze zu betrachten, unter denen das Rohöl eines der wichtigsten und energiereichsten ist.

Aber alles in der Welt hat einmal ein Ende, auch die Ausbeute des Erdöls. Es wird geschätzt, daß wir in 12—20 Jahren die Erdölvorräte der Welt aufgebraucht haben. Was dann? Neue Methoden der Benzinfabrikation werden die Oberhand gewinnen, vor allem wird die Steinkohle als Ausbeutematerial in den Mittelpunkt des Interesses treten. Aber auch die Kohlenvorräte der Erde sind nicht unbegrenzt. Vielleicht kommt, wenn einmal alle Bodenschätze der Erde aufgebraucht sind, das goldene Zeitalter und der Weltfrieden?